

# Wie Bedmeßer Richard Wagner begehrte.

Von Heinrich Steffen.

In den Jahren 1872/73 war ich am herzoglichen Hoftheater in Dessau engagirt, welches damals unter der Leitung des Intendanten Kammerherrn von Normann stand. Eines Nachmittags — es war im März 1873 — kam ein befremdeter Kollege zu mir gestürzt und rief: Richard Wagner kommt! Schnell ziehe dich an, wir wollen zum Bahnhof!

„Weshalb sollte wohl Richard Wagner nach Dessau kommen,“ bemerkte ich aufsehnend, „man hat Dir einen Bären aufgebunden!“ „Nein, er kommt bestimmt,“ sagte mein Freund; „er hat mit dem Schachmeister des Bayreuther-Unternehmens, der hier wohnt, zu konferiren.“

„Also los! Im Lauffschritt eilten wir zum Bahnhof und kamen eben noch zu recht, um Wagner mit Frau Cosima aussteigen zu sehen. Da er ganz incognito kam, war natürlich Niemand zum Empfang da, als der damalige Hofkapellmeister Thiele, welcher gleich uns durch Zufall im letzten Augenblicke von der Ankunft des Dichterkomponisten Wind bekommen hatte. Er überreichte Frau Wagner ein Bouquet und stieg nach kurzer Begrüßung mit dem Ehepaar in einen bereitstehenden Wagen.“

Als ich mit meinem Freunde die Cavalleriestraße hinauf schritt, kam uns der Theaterdiener athemlos entgegen, der vom Intendanten ausgesandt war, das ganze Schauspiel-Personal zusammenzurufen. Als wir vollzählig waren, sagte der Intendant: „Meine Herrschaften! Richard Wagner weilt in Dessau und wird unser Theater heute Abend mit seinem Besuch besuchen. Die Vorstellung (es wurde Gluck's „Orpheus“ gegeben) ist ja nicht mehr zu ändern, aber wir müssen doch dem großen Künstler einen Empfang bereiten! Ich lasse also vor der Oper die Duvetüre zu den „Meisterfingern“ spielen, und dazu wollen wir lebende Silber stellen, Gruppen aus allen Wagner-Opern.“

Herr von Normann war Maler und hatte bereits eine Skizze entworfen. Es war ein Prospekt vorhanden, welcher wohl einmal zu ähnlichem Zwecke angefertigt war. Dieser bildete zwei übereinanderliegende Reihen Nischen.

In jeder derselben sollte also ein Gruppenbild aus einer Wagneroper erscheinen. Der Intendant nannte also zunächst die Reihenfolge der Opern und bezeichnete diejenigen Damen und Herren, welche in jeder Oper „hübschen“ sollten. Nachdem alle Darsteller die für sie bezeichnete Nische eingenommen hatten, nannte der Intendant die Szenen und Gestalten, welche er aus jeder Oper ausgewählt hatte, und bestimmte für jede Figur den geeigneten Darsteller. Herr Steffen, „Bedmeßer“, hieß es. Allmächtiger, ich hatte nie Gelegenheit gehabt, die damals ganz neuen „Meisterfingern“ zu sehen — ich kannte das Werk nur aus Kritiken. Wie sollte ich die richtige Maske für den „Bedmeßer“ treffen?

Als der Intendant unsere Gruppe stellte, sagte ich leise: Um Gotteswillen, Herr Intendant, ich kenne ja die Oper gar nicht. Was muß ich denn für eine Maske machen?“

„Nachher, Herr Steffen, lassen Sie mich nur erst mit dem Arrangement fertig sein,“ war die Antwort. Nachdem dasselbe beendet war, hatte der Intendant noch so viel mit dem Theatermeister, dem Garderobe-Inspektor etc. zu besprechen — überhaupt war der alte Herr in so großer Aufregung, daß ich ihn nicht mehr belästigen mochte.

Von den Regisseuren war keiner da —; die Sänger, welche Abends zu singen hatten, wirkten in den Nischen nicht mit — ich wandte mich deshalb an den jetzigen Intendanten, Diebels, welcher gerade auf der Bühne war, und der zu jener Zeit die Stellung eines zweiten Kapellmeisters bekleidete.

„Um Gotteswillen, Herr Kapellmeister,“ bat ich, „sagen Sie mir doch, was muß ich zum Bedmeßer für eine Maske machen?“ Ich habe ja die Oper nie gesehen!“ „Na,“ antwortete er, „natürlich komisch.“ Nun war ich so klug wie vorher.

Die Zeit drängte; ich wollte doch bestimmt sein und sehen, wie Richard Wagner die Loge betrat. Also auf gut Glück Maske gemacht, angezogen und dann hinunter auf die Bühne!

Das bekannte Guckloch im Vorhang war von Kollegen und Kolleginnen umringt; einer drängte den Anderen fortwährend zur Seite. Das Haus war festlich erleuchtet und selbstverständlich ausverkauft — denn die Nachricht hatte sich mit Windeseile durch die ganze Stadt verbreitet. Die Damen in Balltoiletten — die Offiziere und Beamten in Gala-Uniform — die Herren vom Civil im Frack. Endlich kam der große Moment: Ein Diener in Gala-Livree öffnete die Logenthür, der Intendant in Kammerherrn-Uniform, mit sämtlichen Orden geschmückt, leitete Richard Wagner und Frau Cosima selbst in die Loge. Eine schmuckreiche Fanfare begrüßte die berühmten Gäste; das ganze Publikum erhob sich — als wenn ein fremder Monarch das Haus betreten hätte. Wagner trat an die

Logenbrüstung — verneigte sich dankend nach allen Seiten und nahm mit seiner Gattin Platz.

Nun begann das Meisterfingern-Vorspiel. Gegen den Schluß desselben hob sich der Vorhang, und die lebenden Silber erschienen. Wagner stand auf und betrachtete die Silber lange durchs Opernglas, dann gab er selbst das erste Beifallszeichen, in welches das Publikum so kräftig einstimmte, daß sich der Vorhang noch drei-, viermal heben mußte.

Nun kam Richard Wagner auf die Bühne, bedankte sich beim Intendanten für die erwiesenen Aufmerksamkeiten und sagte diesem, sowie dem Hofkapellmeister Thiele Komplimente über die künstlerisch gelungenen „Silber“ und die musterhafte Exekution des Meisterfingern-Vorspiels.

Nachdem ich mir den großen Künstler noch einmal aus der Nähe recht genau angesehen hatte, ging ich nach meiner eine Treppe hoch gelegenen Garderobe, mich umzuleiden. Als ich oben angelangt war, rief ein Kollege: „Steffen, Sie sollen noch einmal auf die Bühne kommen, Wagner will Sie sprechen.“ „Machen Sie Ihre Späße mit Däumchen,“ rief ich ärgerlich hinunter, „öffnere bereits die Garderobenthür — als ich die dünne Stimme des Intendanten rufen hörte: „Wo ist denn Herr Steffen?“ „Hier, Herr Intendant“, rief ich und sprang die Treppe hinunter.

Auf der Bühne stellte mich der Intendant Richard Wagner vor. Der Dichterkomponist schüttelte mir kräftig die Hand und sagte: „So hat die Gestalt des „Bedmeßer“ meinem Geiste vorgeschwebt, während ich an dem Werke arbeitete. Noch nie habe ich eine so gelungene Maske gesehen. Schade, daß ich Sie nicht in der Partie sehen und hören kann!“

Großer Gott, Wagner hielt mich für den Darsteller des „Bedmeßer“ in der Oper.

„Sie sind gar zu gütig,“ sagte ich sehr betreten, „aber ich bin leider nicht der Darsteller des „Bedmeßer“, wie Sie glauben. Ich bin überhaupt nicht Sänger, sondern Schauspieler; — ja ich muß gestehen, ich habe noch nie Gelegenheit gehabt, die Oper zu sehen und habe die Maske gewählt, wie sie mir nach den vielen Kritiken, die ich über Ihr Werk gelesen habe, am richtigsten erschien.“ Jetzt war der große Wagner in Verlegenheit.

„Um so verdienstvoller,“ sagte er dann und drückte mir noch einmal herzlich die Hand. Das war einer der unvergesslichsten Momente meines Lebens.

## Sie schlief nicht.

Novellette von Luigi Capuani.

Es war bei einem Gesellschaftsspiel. Abends im Salon des Grafen Rampa. Die reizende Wittne, Marchesa Bellati, war soeben verurtheilt worden, ihr Pfand dadurch einzulösen, daß sie von Einem zum Anderen gebe, und Jedem so lange Angenehmes in's Ohr flüsterte, bis er sich befriedigt erklärte. „Oh, nein, nein!“ rief sie abwehrend aus. Sie wüßte ja garnicht wie das anfangen! Und sie lachte und schmolte und war reizend wie ein kleines Mädchen. Der Spiel-Präsident aber war unerbittlich. Mit ernster Würde bot er ihr den Arm, um sie im Kreis herumzuführen. Gerade und steif stand er hinter ihr, wartend bis die Person, der sich die Marchesa jeweilig genäherte, von den Vorschlägen und Versprechungen derselben sich würde befriedigt erklären.

Die Damen, deren sich mehrere im Kreise befanden, waren meist leicht und schnell befriedigt. Ohne Zweifel wüßte die Marchesa solche Wünsche zu errathen, die unter vier Augen einzugehen sie nicht allzusehr Anstand nahmen. Die Männer waren gar noch liebenswürdiger, sie erklärten sich zufriedengestellt vom alleinigen Anblick der schönen Herrin! Einer nur, der letzte machte davon eine Ausnahme. Es war der Baron Paul Flori, ein hübscher junger Mensch, von höchst angenehmen Zügen. Er hatte die sonderbare Gewohnheit, in dem Salon der Marchesa jede Woche in tragisch-ernstem Tone ihr gegenüber: unabänderlich dieselbe Phrase zu wiederholen. Sie lautete: „Marchesa, es ist unbegreiflich und unerklärlich, daß Sie nicht in mich verliebt sind. Es kann dies jedoch nicht verhindern, daß ich Sie bis zum Wahnsinn liebe.“

Immer mit derselben schelmisch-liebend-würdigen Miene richtete ihm darauf die junge Wittne ihre zarte weiße Hand zum Kusse und sprach: „Es ist zwar unbegreiflich, lieber Baron, aber nichtsdestoweniger ist es nur einmal so!“

In den Soiréen der Marchesa Bellati hieß daher der Baron Paul Flori nur noch „Der Unbegreifliche“. Es hatte den Anschein, als sollte die Sache niemals die Grenze eines kleinen Scherzes überschreiten. Auch heute wieder, in der Spaghiata, der prächtigen Villa des Grafen Rampa, wo beide sich unter Geladenen befanden, hatte der Baron seiner Dame das alte Lied von seiner Liebe vorgesungen. Gelegenheit hierzu fand er sowohl bei Tisch, als nachher im Garten und auf der Promenade, sowie jetzt wieder im Salon, wo sich die Gesellschaft versammelt hatte, um in betterer Weise den Abend zu Ende zu bringen. Es wurde geplaudert, ein wenig musiziert und in

Ermangelung von Besserem schließlich noch ein Gesellschaftsspiel arrangirt.

Ernst und förmlich hatte der Präsident des Spiels die Marchesa dem Baron vorgestellt, der, als er sie herankommen sah, sich in seinen Stuhl zurücklehnte mit der stolzen, ein wenig impertinenten Miene eines verwöhnten, schwer zu befriedigenden Mannes.

„Oh, oh!“ rief die Marchesa bei diesem Anblick spöttisch, „wenn Sie den Sprüden spielen wollen, kann ich Sie nur bedauern.“

„Gott sei Dank, haben wir ja noch einen Präsidenten unter uns, der Jedem an seine Pflicht erinnern wird, falls es nöthig sein sollte,“ antwortete der Baron. Und dabei wies er auf den Cavaliere Vergati, der ruhig und unbeweglich einige Schritte hinter ihr stand, ganz durchdrungen von der hohen Wichtigkeit des ihm anvertrauten Amtes.

Der würdige Mann verbeugte sich tief. Er hätte im Nothfall Justiz geübt.

Die Marchesa mußte sich wohl oder übel fügen. Resignirt nahm sie an Paul's Seite Platz und begann ihm verlockende Vorschläge zu machen.

„Würden Sie sich für befriedigt erklären, wenn ich in Sie verliebt wäre?“

„Das wäre wenig,“ erwiderte der Baron gleichmüthig, „und wird sich ohnehin früher oder später ereignen.“

„Wenn ich Ihnen eine hübsche Frau mit zehn Millionen Mitgift verschaffte?“

„Das wäre zu viel. Die Frau verdirbt mir jedenfalls das Vergnügen an den Millionen.“

„Also die Millionen allein?“

„Ich wüßte nicht, was damit anfangen, fintelmalen ich ein tugendhafter junger Mann von beschiedenen Gewohnheiten und Ansprüchen bin.“

„Mein Gott!“ rief die Marchesa ungeduldig, indem sie mit dem kleinen Fuß stampfte.

„Soll ich Ihnen sagen, womit ich mich zufrieden gebe?“

„Lassen Sie es hören, es wird jedenfalls ein Unsan sein,“ erwiderte die Marchesa.

„Ganz im Gegentheil, die einfachste, selbstverständlichsache von der Welt.“

„So sagen Sie es doch endlich heraus!“

„Ja, da müssen wir zuvor eine Weite eingehen, und zwar eine ernsthafte.“

„Es sei drum! Nun, und was soll der Gegenstand derselben sein?“

„Diese Hand.“

Verwundert betrachtete die Marchesa ihre Rechte, auf welche der Baron bei diesen letzten Worten deutete.

„Ihre Hand.... zur Ehe,“ sehte er erklärend hinzu.

„Ah!“ machte die Marchesa. „Und als Preis wofür?“

Da näherte er sich ihrem Ohr und flüsterte: „Ich werde einzig und allein zufrieden sein an dem Tage, an welchem ich Ihnen, wohlgerne ohne Ihre Einwilligung, aber auch ohne Ihren Widerstand, ruhig in voller Bequemlichkeit, einen herzhafte Ruf auf den Mund werde gegeben haben. Wollen wir wetten, daß es mir gelingt?“

Die Marchesa fuhr empor, indem sie bestigt erröthete.

„Es sei,“ sagte sie nach einem Augenblick, mit folgendem überlegenem Lächeln. „Und das scheint Ihnen die einfachste Sache von der Welt? Wissen Sie denn auch, was Sie sind, mein Herr?“

„Der hübscheste Junge und der geistreichste Mann der Schöpfung, nach meiner Ansicht.“

Die Marchesa erhob sich, um ihn zu verlassen.

ohne Aufenthalt. Sie stiegen aufeinander, massirten, vernichteten, aber sie hielten nimmer an!

Der Marchesa kam eine teuflische Lust an, geradezu gleich einem Zugführer herauszubrüllen: „Fünf Minuten Aufenthalt!“

Der Commendatore ließ sie jedoch nicht dazu kommen. Er ereiferte sich immer mehr, kam dem Verwaltungsrath in die Haare und nahm den Minister der öffentlichen Arbeiten her, um ihm gehörig den Kopf zu waschen.

Dann ging's wie im Handumdrehen zum Parlament über. Der ganze Krebschaden lag da. Das waren ja keine Deputirten mehr, sondern Hanswurste, Spieler, Windfahnen! Und wie befand sich dabei das Land! das Land... das arme Land!

Die Marchesa hatte sich in letzter Verzweiflung tief in den Armstuhl zurückgelehnt. So lag sie nun mit halbgeschlossenen Augen, das Gesicht im Schatten ihres Fächers geborgen. Es war, als habe sie dieses letzte Wort, Land, Land, Land! das der Commendatore im Enthusiasmus seiner letzten Rede ausgerufen und wiederholt hatte, vollends besiegt, und ihre letzte Widerstandskraft, die sie dem Schlaf noch entgegengesetzt, gebrochen. Nach Kurzem entfiel auch der Fächer ihrer Hand.

Baron Paul machte dem Commendatore ein Zeichen, er solle in seiner Vorlesung weiter fortfahren, und erhob sich dabei leise, leise —

Die Marchesa stieß einen Schrei aus und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Ich hatte dabei einen Zeugen nöthig,“ sprach Baron Paul, indem er auf den Commendatore wies, der immer noch daselbst, aber plötzlich der Sprache beraubt zu sein schien, „Sofort Sie es wünschen, könnte er auch gleich Zeuge unseres Heirathsversprechens sein.“

Abermals drei Monate später, die Marchesa Bellati war an jenem Morgen Baronin Flori geworden, führten sie gegen fünf Uhr des Abends davon, den Himmelsmonden und ihrer Seligkeit entgegen.

Hand in Hand saßen die Beiden nebeneinander. Jährlich blühten sie sich in die Augen, zu bewegt, ein Wort zu sprechen, wie wahrhaft Glückliche. Sie hatten sich schon so lange geliebt und auf so wunderliche Weise. Und nun, es war kein Traum, nun machten sie ihre Hochzeitsreise!

Der unsichere Schein der Lampe veränderte die Baronin in eine geradezu phantastische Schönheit. Die Umin ihres Gesichtes waren wie hingebaut, von der Freiheit eines Postells, und darauf hervor, von den langen Wimpern halb verschleiert, glühten ihre großen dunklen Augen. Weich und schmiegsam umhüllte sie das linde Gewebe eines kostbaren orientalischen Shawls und lockerte das zauberische Bild dieser üppigen Schönheit.

Spät erst hatte der Baron das blaue Vorhängchen über die Lampe gezogen. Ein angenehmes Dämnel herrschte nun dadurch im Waagen.

Da plötzlich hörte man einen Ruf: „Seliebtes Weib,“ flüsterte der Baron ihr in's Ohr. „Du hast die unendliche Gütheität des ersten Kusses nicht gelostet. Oh, jener Abend!...“

„Geh, Liebster, ich schlief ja nicht!“ unterbrach sie ihn. „Ich liebte Dich und... hatte beiriffen, was Du wolltest.“

Unergründlichkeit des menschlichen Herzens! Baron Paul war ein gerimgesetzter verblüfft...  
**Im Morgenrauen.**

Erzählung von Gustav Löffel.

Ueber dem großen Hause lag das Schweigen und die Ruhe der Nacht. Nur in einem Zimmer brannte noch Licht. Hier saß der viel beneidete Besitzer der prächtigen Villa über seinen Büchern. Er rechnete. Das Licht der grünbeschatteten Lampe fiel ungedämpft nur auf einen Punkt: die weißen Blätter und die weiße Hand, welche in nervöser Hast über sie hinglitt!

Was solche geheime Kalkulationen mitunter für Sorge machen! Auf dem vorgezeichneten bleichen Gesicht des Rechnenden lag ein tiefer, kummervoller Ernst. Welche Summen! Gleich feindlichen Kolonnen rühten die Zahlen gegen ihn auf. Ihm einfiel die Feder. Der Kaufmann streckte die Waffen; nur der Mensch sah noch da, und der war elend genug.

„Nein, so ging es nicht weiter. Diesem verschwendnerischen Leben mußte Einhalt geschehen. War das wirklich der Bankier Hermann Güttnner, der an der Börse und in der Gesellschaft eine führende Rolle spielte, auf dessen Wort man lauschte, dem man in Gedanken ungezählte Millionen zurollte? Er war's. Die Nacht ist verschwiegen. Sie verrieth nichts von den geheimen Seufzern und Thränen der schlaflos verbrachten Nächte. Flüche und Gebete um Befreiung, um Erlösung sammelt sie in ihren unendlichen Schooß. Die Welt erfährt nichts davon. Sie schläft.“

Ah und wenn es nur das gewesen wäre, was ihn bedrückte! Die Verschwendungsucht seiner eiteln und gefallsüchtigen Gattin konnte noch gezügelt werden, wenn nicht anders, dann mit Gewalt. Aber die Kinder! Martha war an einen Gutsbesitzer verheirathet. Sie lebten weit über ihre Verhältnisse und stellten immer neue Forderungen an die väterliche Kasse. Ma-

rie war eine Künstlerinatur. Sie hatte einen schwärmerischen Hang zur Musik, und ihre Ausbildung erforderte gleichfalls große Summen. Am schlimmsten aber stand es mit dem einzigen Sohn Heinrich. Er vergaß, was der Vater in einem langen, arbeitsamen Leben zusammengescharrt hatte. Seine Beziehungen zu einer bekannten Ballerina waren stadtbekannt.

Al' diese Bilder und Gestalten jagen jetzt mit erschreckender Deutlichkeit an dem einsam sinnenden Manne vorüber. Und sie zogen sein in Sorgen ergrautes Haupt noch tiefer herab. Es gab keinen Kummer, den er nicht schon durchgefostet hatte. Nichts Menschliches war ihm fremd. Und er hatte Niemanden, dem er sich hätte anvertrauen können. Seine Gattin war ihm entfremdet. Sie empfand jeden Eingriff in ihr beschauliches Genußleben als eine persönliche Kränkung. Und doch, schloß er wieder, so ginge es nicht weiter. Eine Veränderung mußte eintreten. Und sie kam, schneller und anders als er es erwartet hatte.

Leise verschloß er seine Geheimbücher wieder und mit ihnen all die tausend Sorgen und Befürchtungen, die sie umschwebten. Aus neuem trübseligem Sinnen schredten ihn Schritte, welche letzte den Korridor herausglitten. Es war jetzt gegen Morgen. Vielleicht sein Sohn, der aus läuderlicher Gesellschaft heimkehrte; er mochte ihn nicht sehen, und von irgend einem Hausbediensteten, der hier seinen Besorgungen nachging, mochte er nicht gesehen werden. Man sollte es da draußen nicht wissen, daß Sorgen auf ihm lasteten und wie schwer sie ihn drückten. Mit einem Druck löschte er die elektrische Lampe. Er konnte seinen Weg auch im Dunkeln finden. Erschäuflos glitt sein Fuß über den weichen Teppich nach einer Innenthür. Eben sah er mit der einen Hand die Portiere auseinander und griff mit der rechten nach der Thürklinke, als leise die Korridorthür geöffnet wurde. Er blickte nun doch noch unter der Portiere hervor, um zu sehen, wer da hereinkam. Er selbst konnte von dem Eintretenden nicht gesehen werden.

Der Schein einer Blendlaterne fiel herein. Ja, es war sein Sohn. Und wie sah er aus! Uebermächtig, aufgesetzt, seine Hand tastend, sein Fuß unsicher. Heiß wollte es in dem Vaterherzen auf. Die Schamröthe stieg dem alten Mann in's Gesicht. Und der da war sein Einziger, sein Stimmhalter! Voller Abscheu wollte er sich hinwenden, als das seltsame Gebahren seines Sohnes ihn auf's Neue an der Schwelle festhielt.

Einen Augenblick noch stand er regungslos, seinen Sinnen nicht traugend, dann griff es ihm wie mit eiskalter Faust nach dem Herzen und schnürte es zusammen in namenloser Qual. Sein Sohn ein Verbrecher, im Begriff, seinen eigenen Vater zu bestehlen! Es lag gerade eine große Baarsumme in seinem Tresor, die morgen weiter gegeben werden sollte, und jenen versuchte sein Sohn jetzt mit einem dumpfen Seufzer. Die Hand griff hinein, suchte aber, wie von einer Ratter gestoßen, zurück.

„Heinrich!“

Leise nur, wie ein Hauch, tönte der Name an sein Ohr, und doch klang's ihm dröhnend und schmetternd wie die Posaunen des jüngsten Gerichts. Die Laterne fiel zur Erde und erlosch. Im fahlen dämmerigen Grau des Morgens, das noch durch die zugezogenen Fenstervorhänge gedämpft wurde, standen Vater und Sohn einander gegenüber, Auge in Auge, wortlos, in tödtlicher Spannung. Es bedurfte keiner weiteren Erklärung, keines Vorwurfs, keiner Frage.

Was der Vater ihm gutwillig nicht mehr geben wollte, nicht konnte, wollte der Sohn sich nehmen, heimlich und feige und Verdad auf einen Anderen fallen lassen. Es war aus! Für ein solches Verbrechen gab es nur eine Sühne, und Heinrich Güttnner mußte auf eine bewaffnete Abwehr gefaßt gewesen sein. Plötzlich — nur Sekunden waren vergangen und doch erschienen sie den beiden Männern wie Ewigkeiten — riß er den bereit gehaltenen Revolver hervor und richtete ihn gegen die eigene Schläfe.

Sein Vater fiel ihm in den Arm. Ein turzes Ringen entand. Die Waffe entlud sich. Mit einem dumpfen Wehlaut sank der alte Mann zu Boden und blieb dort regungslos liegen. Für Sekunden lag noch einmal die tiefe Ruhe der Nacht über dem großen Hause. Dann wurde es laut von Stimmen und Schritten. Entsetzte Zurufe ertönten, Thüren klappten. Man kam!

Einen hietren Blick warf Heinrich umher. Die Waffe lag irgendwo am Boden. Es war keine Zeit mehr, sie zu suchen und noch einmal gegen sich selbst zu richten. Und sterben mußte er. Darum fort, ehe man ihn packte und in's Gefängniß zu peinlichen Verhörren schleppte. Kein Ausweg? Doch! Durch das rasch geöffnete Fenster sprang er hinaus auf den grünen Rasen. Er flüchtete davon in den nebelhaften, bleigrauen Aprilmorgen hinein, dessen undurchsichtige Schleier sich zwischen ihn und den Thortor herabsenkten.

Die Sonne ging auf. Das Licht brach sich hiezig Bahn durch Nebel und Nacht und sengend, blendend fiel

es ihm in die Augen. Wie ein Gerichter stand er da mit gesenktem Haupt. Das Auge Gottes ruhte auf ihm mit seiner durchdringenden Klarheit und es las auf dem Grunde seiner Seele. Er sank in die Knie, er warf sich zur Erde, von seinen Empfindungen überwältigt. Alte, längst verklungene Erinnerungen und mahnende Stimmen flutheten ihm aus seiner ersten schönen Jugendzeit in das Gedächtniß zurück. „Vater im Himmel, vergieb!“ Angstvoll, aus gequältem Herzen stiegen die Worte heraus und zitterten über seine bleichen Lippen.

Eine Zeitlang lag er so still, von Furcht durchschauert, in ohnmächtigem Ringen mit dem Dämon, der ihn auf diese Wege getrieben hatte. Dann durchdrang es ihn mit einer wunderbaren Ruhe und Klarheit. Er stano auf. Sein Weg war ihm vorgezeichnet. Niemand sonst sollte in den Verdad der That oder der Beihilfe dazu kommen. Der Gerechtigkeit mußte Gemüthe geschehen und das konnte er nur in vollem Maße, wenn er zurückging, seine Schuld bekannte und Sühne forberte. Man sollte nicht glauben, daß er mit Ueberlegung die Waffe wider seinen Vater erhoben hatte, wie es unbedingt gesehen mußte, wenn er ohne ein Geständniß aus dem Leben ging. Und so lenkte er seine Schritte nach dem Waterhaufe zurück.

Hell und warm schien die Sonne hernieder. Ein erstes lindes Frühlingswehen strich über die Erde hin. Auch in seinem Leben war es noch Frühlung, und nun ging er in den Tod...  
Da lag das Haus von einem großen Garten umgeben, so still, so friedlich, als lägen nicht die Schatten des Todes auf ihm, als wäre alles das, was er in den letzten Stunden durchlebt hatte, ein wüster Traum gewesen, der mit der Nacht entschwand war. Ein starker Lebensdrang wurde in ihm wach. Er war noch so jung. „Tiehe!“ raunte die Veruchung ihm zu. Nein, er widerstand. Er hätte doch nirgends Ruhe gefunden. Er hastete weiter. Durch eine kleine Mauerpforte, zu der er den Schlüssel hatte und durch die er heute Morgen geflohen war, trat er in den Garten. Einen hastigen Blick umher, dann stand er wie gebannt. Sein Vater wandelte unter den Bäumen. Er kam auf ihn zu. Er war nicht todt. Nur der Schmerz über den verlorenen Sohn hatte ihm jenen Wehelauf entlockt, nur der Schreck hatte den nervös Zerrütteten zu Boden gemorfen.

Mit einem Jubelruf eilte Heinrich ihm entgegen. Er warf sich ihm zu Füßen, er umklammerte seine Knie. „Vater, vergieb!“ sammelte er unter Schluchzen und Thränen. Ihm gegenüber bedurfte es keiner Erklärung. Er konnte selbst den ganzen Vorgang, sein, er war kein Mörder, er war auch kein Verbrecher — noch war er es nicht. Sein Vater hatte ihn zurückerissen, als er am Abgrund schwannte. Seine Reue und der Schmerz der Besserung, den er jetzt seinem Vater gelobte, tamen noch nicht zu spät. Aus seiner schweren Betäubung erwacht, hatte er, um den Sohn zu schonen, einen ganz Anderen als den Thäter beschrieuen, einen unbekanntem Mann, zu dessen Verfolgung Heinrich sich aufgemacht hatte.

Arm in Arm gingen Beide nach dem Hause zurück. Es sollte fortan anders werden.

Nicht sehr schmeichelhaft. Afsritareifender: „... Ja, einmal bin ich nur mit knapper Noth der Bratenküchlel entgangen.“

„Ach, da haben Sie wohl einen Votgeschmack bekommen, wie einem Beesfest zu Nutze ist?“

Gauners Entrüstung. Gauner (einem nobel gekleideten Herrn verächtlich nachblickend, dessen Taschen er durchsucht und leer gefunden hat): „So ein Lump, nicht einmal ein Portemonnaie hat er in der Tasche!“

Ja ch a n n i s h a u s g e b r ü d t. Fräulein (zu einem Leutnant der Artillerie, der ihr fest geraumer Zeit die Cour schneidet): „Herr Leutnant, Sie sind ein Schwärmer.“

Leutnant: „Gnädiges Fräulein, bei dem Brillantfeuerwerk Ihrer Augen muß man ja zum Schwärmer werden.“

Im zoologischen Examen. Professor: „Können denn die Fische auch riechen?“

Ranibad: „Gewiß, wenn sie nicht mehr frisch sind!“

Aus der Gesellschaft. A: „Wer ist der Herr, der da an dem geschlossenen Klavier lehnt?“

B: „Unser guter Engel einstweilen, so lange er den Platz behauptet.“

Parter Wint. Herr: „Guten Tag, mein Fräulein — ich — ah, habe ich die Ehre mit der Tochter des Hauses?“

Fräulein Else: „Zarwohl! — Sie wünschen, mein Herr?“

Herr: „Ich möchte gern Ihren Herrn Papa sprechen.“

Else: „Ach, der ist jetzt nicht hier — aber bitte, treten Sie doch näher — vielleicht — sprechen Sie mit Mama —?“

Das Sprichwort „Ende gut, Alles gut“ hat noch Niemand daranlaßt, seine gut endende Krankheit für gut zu halten.